

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 38. Bromberg, den 14. März 1925.

Das Spiel mit dem Tode.

Roman von **Hans Schulze.**

(21. Fortsetzung.)

Ein Schweigen entstand und richtete sich wie eine Wand zwischen den beiden Männern auf.

Kurt lehnte unbeweglich in seinem Stuhl.

Aller Selbstbeherrschung ungeachtet, drohte ihn für Augenblicke die kühle Besinnung zu verlassen.

„Wie sind Sie eigentlich in den Besitz des Testamentes gelangt?“ fragte er endlich fast gedankenlos, nur, um überhaupt etwas zu sagen.

Ein ganz leises, ironisches Lächeln spielte um Walters Lippen.

„Darf ich vielleicht Ihre Frage mit einer Gegenfrage beantworten? Wie sind Sie selbst zu diesem Dokument gekommen? Ich glaube, daß die Beantwortung meiner Frage für den Fortgang unserer Unterhaltung ungleich wichtiger ist!“

Kurt hob den Kopf; wie durch einen Nebel sah er auf einmal Walters massige Gestalt, der in ruhiger Unbekümmertheit mit fast wissenschaftlichem Interesse eine jede Miene im Gesicht seines Gegenübers beobachtete.

„Was soll dies ganze Verhör eigentlich bedeuten?“ sagte er dann, und es klang unwillkürlich wie ein drohender Ton durch seine Stimme. „Was berechtigt Sie, sich hier gewissermaßen zum Untersuchungsrichter aufzuwerfen?“

Walter zuckte gelassen die Schultern.

„Die einfachste und selbstverständlichste Menschenpflicht, seinem Mitmenschen beizustehen, den er in Not sieht. In vorliegendem Falle hat mich Fräulein von Rhaden um meine Hilfe gebeten, und ich habe dies Mandat angenommen. Ich glaube im übrigen, daß es auch in Ihrem persönlichen Interesse liegt, die ganze Angelegenheit zunächst einmal zwischen uns beiden, unter Ausschluß der Öffentlichkeit, zu verhandeln, ehe sie vielleicht vor die Schranken eines Schwurgerichts gezerrt wird.“

„Ich verstehe Sie nicht, was wollen Sie überhaupt von mir?“ gab Kurt in verhaltener Erregung zurück, und er fühlte, wie sich die Worte schwer und mühsam von seinen Lippen lösten, als schmiede ihm ein Krampf die Kiefern zusammen.

Walter richtete sich höher empor.

„Sie haben mich soeben als Untersuchungsrichter angesprochen, Herr Baron. Gut, so will ich für ein paar Minuten diese Rolle übernehmen. Denn ich bin heute nacht eigens hierher gekommen, um Ihnen Gelegenheit zu geben, sich zu einem sehr schwerwiegenden Verdacht zu äußern, der in letzter Zeit mehr und mehr Gestalt gegen Sie angenommen hat.“ —

Er hielt einen Augenblick tief aufatmend inne, als scheue er sich selbst, die letzte furchtbare Anklage in Worte zu fassen.

„Von dem Verdacht,“ vollendete er dann langsam und nachdrücklich, „näher um den Tod des Barons Leo von Rhaden zu wissen, ja vielleicht an ihm schuldig zu sein.“

Von neuem schwiegen sie.

Irgendwo schlug eine Uhr mit langen, dumpf aushallenden Schlägen.

Dann wieder Stille.

Mit einem verlorenen Blick sah Kurt in die blaue Nacht hinaus.

Ein kleines, unendlich trauriges Motiv aus einer Beethovenschen Sinfonie kam ihm auf einmal in den Sinn, so daß er für Augenblicke seine ganze Umwelt vergaß.

„Verzeihen Sie“, sagte er dann, wie aus einem Traum erwachend, „würden Sie mich diese angeblichen Verdachtsmomente wohl wissen lassen?“

Walter nahm seine Pfeife aus dem Munde und stützte seinen Kopf in die rechte Hand; ein nachdenklicher Zug trat in sein geistvolles Gesicht.

„Erlauben Sie, Herr Baron, daß ich Ihnen den Tatbestand noch einmal ganz kurz vor Augen führe.

Der Baron Leo von Rhaden wurde eines Morgens tot im Walde gefunden. Mit einer Schußwunde im Kopf. Das Gericht nahm einen Unglücksfall beim Abstieg von einer Wildkanzel an, da die tödliche Kugel aus dem eigenen Jagdgewehr des Erschossenen stammte.

Selbstverständlich gab sich die Fama mit dieser einfachen und durchsichtigen Sachlage nicht zufrieden und umwob den Tod des Schloßherrn von Neudietersdorf mit allerlei Legenden.

Als ich dann hierherkam und mich anfänglich aus rein psychologischem Interesse mit dem Drama im Walde beschäftigte, lag mir natürlich zunächst daran, diese Legenden auf ihren wahren Untergrund zurückzuführen und Tatsachen zu ermitteln.

Das erste, was ich in dieser Richtung von Herrn Amtsrat Knauff erfuhr und später durch den Hegemeister Schwarzer bestätigt erhielt, war, daß der Baron, ein sonst ruhiger, philosophisch abgeklärter Mann, beiden Zeugen am Vorabend seines Todes durch sein seltsam verstörtes, fast geistesverwirrtes Wesen aufgefallen war.

Irgendeine schwere seelische Erschütterung war zweifellos vorausgegangen; und diese seelische Erschütterung fand dann auch bald ihre Begründung in einem Brief, der in einigen halbverwischten Resten in der Nähe des Unglücksortes unter Blaubeerkraut gefunden wurde.

Es war, wie sich durch eine sorgfältige Wiederherstellung ergeben hat, ein Brief von Ihrer Hand, Herr Baron, und er enthielt das Geständnis einer leidenschaftlichen Liebe an die Gattin des Toten.“ — —

Kurt nickte mechanisch, wie ein eiserner Ring lag es plötzlich um seine Stirn.

„Bitte weiter, Herr Ralff“, sagte er dann leise.

„Der Hegemeister Schwarzer hörte an dem verhängnisvollen Abend kurz hintereinander zwei Schüsse und stellte später einen Kugeleinschlag in einem Fichtenstamm fest: auch diese Kugel gehört zu der Jagdmunition des Barons. Wem dieser Schuß gegolten hat, ist noch völlig unaufgeklärt; die Schußrichtung macht es jedoch unwahrscheinlich, daß er auf ein flüchtendes Wald abgegeben worden ist. Dem Hegemeister glückte dann aber noch eine weitere Entdeckung. Er fand nämlich einen Steinnußknopf, der nachweislich von einem Ihrer Jacketts stammt. Sie werden es danach von meinem Standpunkt als Untersuchungsrichter begreiflich finden, wenn ich, vorläufig ohne jede weitere Unterstellung, die Annahme mache, daß Sie an dem fraglichen Abend mit dem Baron im Walde zusammengetroffen sind.

Was sich dann dort zwischen Ihnen beiden abgespielt hat, wird vielleicht für immer ein Geheimnis bleiben, wenn Sie nicht sprechen wollen oder nicht sprechen können.

Das eine scheint mir aber schon heute sicher, daß Sie sich noch an demselben Abend das Testament angeeignet haben.

Sie entsinnen sich vielleicht noch, welches Aufsehen es seinerzeit erregte, daß die Brieftasche des Toten fehlte, so daß man anfangs sogar die Möglichkeit eines Raubüberfalls in Erwägung zog. Dieser Verdacht ist inzwischen hinfällig geworden, da die Tasche mit ihrem gesamten Inhalt an Geld und Geldeswert vor kurzem wieder zum Vorschein gekommen ist. Und zwar haben sie die Knauffschen Damen und Fräulein von Rhaden bei einem Badebesuch auf der Abteinsel entdeckt, wo sie jemand in einer Nische der kleinen Kapelle anscheinend sorgfältig versteckt hatte. Als ich dann selbst die Fundstelle noch einmal genau durchsuchte, fand ich in einer Ritze des Fußbodens den Rest einer ägyptischen Zigarette, die Sie, Herr Baron, einzig und allein in dieser Gegend zu rauchen pflegen. Es liegt daher nahe, daß Sie die Brieftasche in der Abtei niedergelegt haben, nachdem Sie ihr vorher das Testament entnommen hatten."

„Diese letzte Annahme dürfte doch wohl noch etwas näher zu belegen sein."

„Gewiß, Herr Baron, ich gebe gern zu, daß in meinen Kombinationen noch mancherlei Lücken enthalten sind. Vor allem fehlte mir persönlich vom rein menschlichen Standpunkt ausbis zuletzt das zwingende Motiv, das mir Ihre ganze rätselhafte Handlungsweise psychologisch verständlich machte. Diese Aufklärung nun hat mir die vergangene Nacht gebracht. Durch einen Zufall wurde ich Ohrenzeuge einer Unterredung zwischen Ihnen und der Baronin Rhaden, die den Zusammenhang all dieser verworrenen Dinge blitzartig beleuchtete. Ich deutete Ihnen gleich zu Anfang an, daß mir Sinn und Ziel Ihrer Londoner Reise bekannt sind —"

„Glauben Sie mir," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „daß jedes Gericht der Welt, dem der Inhalt jener nächtlichen Unterredung unterbreitet wird, mögen Sie nun leugnen oder nicht, dahin erkennen wird, daß Sie den Baron von Rhaden erschossen haben, um sich in den Besitz des Testamentes zu setzen und sich durch die Ehe mit seiner Witwe zum Herrn von Neudietersdorf zu machen."

— — —

Kurt senkte die Stirn.

Eine seltsame Empfindung traumhafter Entrücktheit war auf einmal wieder über ihn gekommen, als sei er gar nicht er selbst, als habe er all das Furchtbare, was der unbeirrbare Mann ihm gegenüber gesprochen hatte, in den Blättern eines fremden, geheimnisvollen Buches gelesen.

Allerlei unvergeßliche Bücher standen plötzlich vor seiner Seele.

Eine Hotelterrasse am Kap Martin, tief blau dahinter das Mittelmeer mit den düsteren grauen Kolossen der französischen Panzerflotte.

Und ihm gegenüber im Feuer der südlichen Sonne die geliebteste Frau, wie ein Märchen von Jugend und Schönheit, lockend, fast greifbar nah und dann auf einmal wieder wie ein Schatten vor der verzehrenden Sehnsucht seines verdunkelten Bewußtseins langsam in die dämmernde Ferne der Nacht hineinschwindend.

— — —

„Sie halten mich also für einen Mörder?" fragte er endlich leise.

Fast tonlos gingen die Worte aus und schienen ihm doch wie ein Donner von den Wänden des kleinen Zimmers widerzuklingen.

Walter Ralff sah lange in das stille Licht der Lampe.

„Ich habe Ihnen meine persönliche Ansicht noch gar nicht mitgeteilt, sondern nur die Tatsachen reden lassen. Und es ist nicht meine Schuld, wenn ihre Sprache so vernichtend ist, daß sich kaum ein Wort zu Ihrer Entlastung finden läßt."

Kurt erhob sich.

Der gequälte Ausdruck seines Gesichts war auf einmal wieder verschwunden.

„Was beabsichtigen Sie also mit mir zu tun?" fragte er dann mit kühl sachlicher Höflichkeit. „Wollen Sie mich dem Gericht ausliefern?"

Auch Walter hatte sich zu seiner ganzen blonden Mächtigkeit aufgerichtet.

„Ich habe mich noch zu nichts entschlossen, Herr Baron, aber ich glaube nicht, daß es nötig sein wird, das Gericht gegen Sie zu bemühen. Ich gebe Ihnen vierundzwanzig Stunden Frist. Sind Sie frei von Schuld, so wird es Ihnen ein leichtes sein, die gegen Sie erhobene Anklage zu widerlegen.

Im anderen Falle werden Sie als Edelmann ja selbst am besten wissen, welche Konsequenzen Sie aus unserer Unterredung zu ziehen haben."

•

Mitternacht war nahe herangekommen, als Sibylle den Flügel im Musiksaal schloß.

Dann saß sie noch lange am Fenster ihres Schlafzimmers und schaute in die weiße Nacht hinaus.

Der Mond stand jetzt hoch und klar über der Lichtung des einsamen Vorplatzes, und die zarten, blassen Schatten gaben allen Linien einen seltsam geheimnisvollen Reiz.

Es war so still, daß die sinnende Frau die Stimme dieser großen Stille fast körperlich zu hören meinte.

Den ganzen Tag über war sie wie in einer dumpfen Zerschlagenheit herumgegangen, hatte sie gewaltsam die Augen gegen das Unabänderliche verschlossen.

Nun aber war sie erwacht, und aus dem Grunde ihres zermarterten Herzens rang sich immer wieder eine namenlose Angst empor, ein unbeschreibliches Grauen vor der Zukunft, daß sie zum zweiten Male ihr Haupt unter das Joch einer liebeleeren Ehe beugen sollte.

Der Tag ihrer ersten Begegnung mit Klaus stand plötzlich wieder vor ihrem geistigen Auge.

Wie ein Wetterleuchten der Seelen war es gewesen, ein traumhaft kurzes Einandererkennen.

Dann aber hatte sich der Mann jener anderen zugewandt, der Mann, von dem sie im tiefsten Innern fühlte, daß ihr Leben mit ihm noch einmal rein und glücklich geworden wäre. — —

Mechanisch legte sie endlich die Kleider ab und warf sich auf ihr Bett.

Doch vergebens kämpfte sie um eine Stunde erlösenden Schlafes, immer neue Scharen quälender Gedanken drängten heran, gleich Raben, die der Leichnam ihres Glücks herbeigelockt hatte.

Da stand sie endlich wieder auf und trat in ihrem Nachtgewand in die Halle hinaus, die ein langer, schmaler Mondstreif mit einer blaßgrünen Helle durchdämmerte.

Sie wußte selbst nicht, wohin sie eigentlich wollte, wie im Traum irrte sie treppauf, treppab durch das einsame Schloß, die düsteren, unerbittlich schweigenden Korridore entlang.

Ihre zitternden Hände tasteten an den Wänden dahin, zuweilen lehnte sie Stirn und Wange dagegen, einen Namen flüsternd, einen geliebten einzigen Namen.

Und dann wandte sie sich wieder und ging weiter, gehetzt von der Qual und Sehnsucht ihres Herzens und dem unerträglichen Leid des Endes, des verlorenen Lebens. —

(Fortsetzung folgt.)

Das Zimmer 291.

Skizze von Liesbet Dill.

In der Villa der verstorbenen Baronin Wendt waren die Vorhänge abgenommen, ein Möbelwagen hielt vor dem weißen Haus, in dem Gartenweg standen zusammengebundene Lederstühle, und auf der Diele, die, ihrer Gobelins beraubt, kahl und unwirtlich aussah, spiegelten die eingelassenen großen Wandspiegel das Bild der Auflösung und Zerstörung wider, das sich nach dem Tod eines Menschen darbietet, wenn seine Erben das Haus räumen lassen. Die Möbel waren versteigert und wurden fortgebracht von Händlern, und in dem leeren Salon umstanden Gruppen das auf einem Marmortisch aufgehäufte Silbergeschirr und das Porzellan. Die Erbin, eine noch junge Frau, ging in ihrem Reisemantel eiligst hin und her, als die Kammerfrau mit einer kleinen Handtasche ankam . . .

„Da ist der Schmuck, Frau Baronin."

„Sind die Perlen auch gut verpackt, Anna?"

„Ich habe sie zwischen die seidenen Strümpfe gewickelt," sagte die alte Frau leise.

„Gut . . . behalten Sie die Tasche, bis ich in den Wagen steige."

„Fährst du wirklich schon?" fragte eine ältere Dame.

„Ja, ich muß nach Hause," sagte die junge Frau. „Ich bin nicht ruhig, bis ich die Perlen bei meinem Bankier in Sicherheit gebracht habe. Wir sind allein in dem Hause hier."

„Aber heute ist der dreizehnte, Fredy, denkst du daran? Ich würde nie am dreizehnten reisen, der auch noch ein Freitag ist."

„Der dreizehnte? In der Tat . . ." Sie war abergläubisch, die kleine Frau. Draußen regnete es, und es war winterlich kalt, die Gärten schon kahl und entlaubt, es sah alles ungemütlich aus, dieses Durcheinander und das Wetter draußen.

„Bei solchem Wetter reist man überhaupt nicht," sagte die alte Dame, „es kommt nicht auf eine Nacht an."

„Aber der Schmuck?"

„Nun, so laß Anna damit fahren."

„Aber sie muß in F. übernachten, es ist eine so schlechte Verbindung."

„Was schadet das? Laß sie fahren und bleib noch ein paar Tage bei mir, das Haus schließen wir heute hinter den

Händlern ab, bei mir ist's warm und wir verleben noch ein paar gemütliche Tage zusammen. Du siehst angegriffen aus, mein Kind."

So ließ man die alte Kammerfrau fahren. Sie konnte in F. in einem großen Hotel am Bahnhof übernachten und sollte den Schmuck dem Hotelier selbst übergeben, nicht dem Nachtportier, wurde ihr eingeschärft.

„Frau Baronin können sich auf mich verlassen," sagte die alte Frau, die schon über zwanzig Jahre in dem Hause war. Und sie reiste mit ihrer schweren Handtasche ab. Der Zug trug sie durch die rheinische Ebene, die unter den Regenstrichen grau und melancholisch aussah, mit den abgeernteten Feldern und den nassen Weinbergen, und der Rhein, über dessen eiserne Brücke jetzt der Zug donnerte, gurgelte grau und wild um die Brückenpfeiler. Im Dunst verloren tauchten die Türme der Städte auf, auf den tropfenden Telegraphenstangen saßen zusammengekauerte Vögel, andere flogen in Scharen fort nach dem Süden. Es wurde Herbst.

Der Zug hielt nur selten. Die alte Frau hatte die Ledertasche auf dem Schoß und schaute in den rieselnden Regen. Als sie in F. ankam, war es schon Mitternacht. Sie musterte die Reihe der großen Hotels, die im Halbkreis hinter dem Bahnhof lagen, und ging dann aufs Geradewohl auf eines der großen, eleganten Häuser zu.

„Haben Sie noch ein Zimmer frei?" fragte sie den Nachtportier.

Der Portier, der in seiner Loge saß, rief den Kellner. Ein großer, bleicher, breitschulteriger Riese erschien und musterte die Frau und ihre Handtasche.

„Ein Zimmer, ja, aber es liegt sehr hoch."

„Das ist mir gleich für die Nacht," sagte sie.

Dann fragte sie nach dem Hotelier.

„Der ist nicht mehr auf," sagte der Kellner.

Sie betrachtete bedenklich die Tasche. Was tun? Dem Portier wollte sie sie nicht übergeben, so dachte sie, „ich werde sie mitnehmen und darauf schlafen."

Sie folgte dem Kellner, der ihr mit einer Kerze die Treppen hinauf voranstieg.

„Unsere elektrische Leitung ist heute entzwei," bemerkte er.

Sie war hungrig, aber der Speisesaal war schon geschlossen. Sie stiegen eine Treppe, dann noch eine, dann wieder eine hinauf.

„Haben Sie denn kein Lift?" sagte die alte Frau, der das Steigen schwer fiel.

„Das Lift ist schon geschlossen."

Sie wanderte einen langen dunklen Gang entlang, an numerierten Türen vorbei, vor denen Schuhe standen, Schuhe in Paaren, Schnürstiefel und kleine Lackschuhe. Dann gings eine Stufe hinunter, und sie gingen durch einen engen Gang, der nur auf einer Seite Türen hatte. In der ersten sah sie eine Badewanne, auf der nächsten las sie „Toilette", dann kam ein Raum, in dem sie ein Feldbett sah, gebrauchte Wäsche lag auf dem Teppich. Das letzte Zimmer trug die Nummer 291.

Der Kellner stieß die Tür auf, und stellte die Kerze auf den Tisch.

„Kann ich noch etwas zu essen haben?"

„Gewiß, nur nichts Warmes mehr."

Die Restauration war schon geschlossen. Sie bestellte eine kalte Platte, der Kellner ging, und sie sah sich in dem Zimmer um. Es war das übliche Hotelzimmer, eng, dumpf, mit verbrauchten Plüschmöbeln ausgestattet, mit einem Fenster, das nach einem tiefen, dunklen Hofe ging. Eine schwere dicke Luft stand in dem Raum, sie öffnete das Fenster, schloß es aber sofort wieder, denn der Regen schlug herein.

Der Kellner brachte auf einem Tablett ein kaltes Abendessen, und sie nahm an dem Tisch Platz. Er wollte ihr die Tasche abnehmen, aber mit einer erschreckten Gebärde griff sie danach.

„Nein, lassen Sie."

„Da ist wohl etwas Kostbares drin?" meinte der Mann und sah sie an. Er hatte ein merkwürdiges Gesicht, wie ein weißer Neger, wulstige Lippen und krauses Haar und sehr breite, hünenhafte Schultern wie ein Athlet. So einen Kellner habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen, dachte sie unwillkürlich. Sie behielt die Tasche auf dem Schoß und begann zu essen.

Nach einer Weile merkte sie, daß der Kellner noch immer an der Tür stand.

„Ich brauche nichts mehr," sagte sie.

„Nun, ich muß doch warten, bis Sie fertig sind."

„Ich stelle das Tablett vor die Tür," sagte sie.

Er entfernte sich zögernd, die Tür glitt sacht ins Schloß, aber sie hörte nicht, daß er sich entfernte.

Plötzlich überkam sie die Angst. Dieser Mann war ihr unheimlich, das entlegene Zimmer, die Handtasche, sein Griff, mit der er nach der Tasche gepackt, als wolle er sie ihr entreißen, und sie lauschte, aber draußen regte sich nichts. Sie legte die Gabel hin. Der stand vor ihrer Tür, sie war fest davon überzeugt. Sie stand auf und ging leise nach der Tür, um sie zuzuschließen, aber ... der Schlüssel fehlte, wahrscheinlich steckt er draußen, dachte sie ängstlich, und sie beugte sich vor das Schlüsselloch, aber mit einem unterdrückten Schrei fuhr sie zurück. Durch dieses große Schlüsselloch hatte sie in ein Auge gesehen. Mit klopfendem Herzen stand sie da, kein Schlüssel an der Türe? Ein Riegel war wohl da, aber er war unbeweglich, sie drückte vergeblich daran. Dieses Zimmer sah aus, als ob es nie benutzt wurde, und der Riegel war mit weißer Ölfarbe überstrichen und festgeleimt. Was tun? Der Mann da draußen — wahrscheinlich wartete er darauf, daß sie sich hinlegte und einschlief. Der Schmuck fiel ihr ein, die Abgeschnittenheit von den anderen, die leeren Zimmer nebenan, dieses letzte einsame Zimmer am Ende des langen Ganges, dieser Seitenflügel, der dunkle Hof. Eine Todesangst stieg in ihr auf, die Glieder begannen ihr zu zittern und zu schlagen ... was tun?

Ich schelle, ich alarmiere das Haus, dachte sie und ging entschlossen nach der Tür, ihre Hand tastete an der Wand entlang. Aber die Schelle war nicht zu finden. Eine Spirale wandte sich ihr entgegen, sie drückte darauf, aber sie gab keinen Ton von sich. Totenbleich an die Wand gelehnt, blieb sie einige Sekunden stehen und überlegte, die Tasche in der Hand, als sie ein Geräusch hinter der Tür vernahm. Mit einem Stoß öffnete sich die Tür, und der Kellner betrat das Zimmer. Sie schrie auf, aber ein Griff, sie fühlte sich an der Gurgel gepackt, rang mit dem Ersticken, brach in die Knie. Jemand schob ihr etwas Festes in den Mund, verband ihr die Augen und sie fühlte ihre Sinne schwinden ... Es war so blitzschnell geschehen, daß sie sich später nur sehr unklar erinnerte, wie der Mann ausgesehen hatte. Sie klagte immer nur: „Wie ein weißer Neger."

Sie wurde am nächsten Morgen gefunden von einem Zimmermädchen, das die Wäsche aus dem Nebenzimmer holte, und ein Stöhnen in dem Zimmer Nummer 291 hörte. Sie rief das Personal zusammen. Der Kellner war mit der Handtasche entflohen. In Antwerpen bekamen sie ihn endlich wieder. Er hatte die Perlen verkauft, mit dem anderen Schmuck wollte er seine Reise nach Amerika antreten. Er wurde auf dem Schiffe verhaftet. Er hatte diese Stellung erst seit drei Tagen angenommen, er war gar kein Kellner von Beruf, sondern der Kopf einer Hoteldiebesbande, die in D-Zügen und Hotelzimmern Raubüberfälle ausübte und der es auf ein Menschenleben nicht ankam.

Die Kammerfrau hat sich nicht mehr von ihrem Schrecken erholt, sie ist nach einem Nervenanfall aus dem Spital entlassen worden und ist ein wackliges greisenhaftes altes Frauchen geworden seit dieser Nacht in dem Zimmer Nr. 291.

Sie hat das Gedächtnis verloren, und sitzt in ihrem kleinen Turmzimmer und strickt Strümpfe. Und wenn die Kinder sie bitten, ihnen etwas zu erzählen, weiß sie nur eine Geschichte, in der ein Freitag und die Unglückszahl dreizehn drin vorkommen und ein weißer Neger. Es war das einzige Abenteuer ihres Lebens.

Musiker-Geschichten.

„Musikalisches Lachen" nennt der Musikhistoriker Henry T. Finck ein soeben in London erschienenes Erinnerungsbuch, in dem er eine Fülle von Geschichten von den Großen im Reich der Töne erzählt. In den Tagen, da die Tetrazzini noch nicht die berühmte Primadonna war, wohnte sie mit ihrer Schwester auf einer ihrer Gastspielreisen bei einfachen Leuten und wurde von der Wirtin sehr gut verpflegt. Als sie beim Abschied sich für die gute Aufnahme bedankte, lehnte die Wirtin den Dank freundlich mit den Worten ab: „Sie haben mir nichts zu danken. Ich bin gegen Theaterleute immer gut, denn man weiß ja niemals, was einmal aus den eigenen Kindern werden kann!" Der besonders in den angelsächsischen Ländern berühmte Pianist Josef Hofman machte einmal eine Tournee durch Amerika, und zwar hatte er drei Programme, die er abwechselnd spielte. Als er eines Abends das Podium betrat und mit großem Beifall begrüßt wurde, fiel ihm plötzlich ein, daß er nicht wußte, welches Programm er heute spielen sollte. Er neigte sich also zu der ersten Reihe im Parkett herunter und bat eine Dame, ihm einen Augenblick ihr Programm zu leihen. Unter dem allgemeinen Staunen des Publikums studierte er das Programm sorgfältig durch, gab es mit Dank zurück und begann dann sein Konzert. Finck meint, die deutschen Kapellmeister seien im Einstudieren besonders gewissenhaft, und als Beweis dafür erzählt er die Geschichte eines deutschen Dirigenten, der sein Orchester eine bestimmte Stelle immer wieder spielen ließ und jedesmal sagte: „Bitte, noch etwas leiser." Schließ-

lich wurde die Sache dem „ersten Horn" zu langweilig; er flüsterte mit den Kollegen, und als der Dirigent das nächstemal bat, noch leiser zu spielen, setzten alle die Instrumente an den Mund, die Geiger legten den Bogen auf, aber alle, ohne zu spielen. „Jetzt war es schon sehr gut," sagte der Dirigent. „Noch ein wenig leiser, und dann ist es richtig!" Von dem großen Geigenkünstler Kreisler wird ein Erlebnis am Hofe des früheren Sultans berichtet. Kreisler spielte vor dem Beherrscher der Türken, als der Monarch plötzlich in die Hände klatschte. Der Künstler, der sich dadurch geschmeichelt fühlte, spielte weiter, und je mehr er spielte, desto lauter klatschte der Sultan. Da kam endlich der Großwesir herbei und flüsterte ihm zu: „Im Namen Allahs und des Propheten, wollen Sie in völlige Ungnade fallen? Hören Sie nicht, daß Seine Majestät klatscht?" „Jawohl," sagte Kreisler erstaunt, „was soll denn das heißen?" „Nun, der Sultan gibt Ihnen das Zeichen, aufzuhören," erwiderte der Höfling. — Die berühmte Sängerin Malibran war dafür bekannt, daß sie ihre herrliche Stimme nicht schonte. So war sie eine leidenschaftliche Reiterin, und als sie eines Abends in einer großen Rolle auftreten wollte, kam sie direkt von einem langen Ritt auf die Bühne. „Du bist ja ganz außer Atem," sagte ihr Mann entrüstet, „du wirst heute nicht einen Ton singen können." „Doch, ich werde, und ich will dir auch zeigen, wie ich meine Stimme wieder kriege," sagte die Sängerin, ging in ihre Garderobe, wo auf einem Tisch etwas zum Essen stand, nahm das Glas mit Mostrich und schluckte den Inhalt herunter. — Musiker sind bekanntlich sehr empfindlich. Zu den empfindlichsten gehörte der Tenor Sims Reeves. Bei einem Konzert, in dem er singen sollte, ließ er kurz vorher absagen, weil er krank im Bett liege. Der Impresario, der an die Krankheit nicht glaubte, eilte in das Schlafzimmer des Sängers und erfuhr, daß Reeves nicht singen wollte, weil er glaubte, daß sein Name auf dem Anschlagzettel kleiner gedruckt sei als der der anderen Mitwirkenden. Er holte also einen Zettel und ein Metermaß. Der Tenor sprang aus dem Bett, breitete das große Plakat auf dem Boden aus, maß sehr ernsthaft die Buchstaben und erklärte sich dann bereit, zu singen. Er hatte gefunden, daß sein Name genau so groß gedruckt war wie der der anderen.

Bunte Chronik



*** Die gewalttätigen Musikfreunde.** Aus Rom wird gemeldet: Bei dem letzten Konzert des Darmstädter Musikdirektors Michael Balling begeisterte sich das römische Volk derart, daß es stürmisch die Wiederholung der Trauermusik aus der Götterdämmerung verlangte. Als diese nicht gewährt wurde, verhinderte das Publikum Balling an der Fortführung des Konzerts, so daß er den Konzertsaal verlassen mußte. Als hierauf durch ein Mitglied der Musikkapelle das Publikum benachrichtigt worden war, daß die Posaunenbläser nicht mehr zur Stelle seien und daher auch die Trauermusik nicht mehr wiederholt werden könne, beruhigte sich das Publikum und das Konzert konnte seinen Fortgang nehmen. — Dieser Vorgang ist nicht ungewöhnlich in Italien. Toscanini, den bedeutendsten italienischen Dirigenten, wollte man einst in der Mailänder Scala zwingen, in der Walküre das Liebeslied Siegmunds zu wiederholen; er gab nicht statt, und grollend kehrte er jahrelang der Scala den Rücken. Als Ferdinand Löwe mit dem Münchener Konzertvereins-Orchester im Carlo-Theater in Neapel u. a. Till Eulenspiegels lustige Streiche aufführte, verlangten die Zuhörer stürmisch die Wiederholung: Löwe wollte als Zugabe das Vorspiel zu den Meistersingern spielen, mußte nach etwa zehn Takten aber abbrechen, weil das Publikum einen Höllenlärm mit Pfeifen und Schreien machte; erst als er Till nochmals begann, beruhigten sich die Zuhörer, klatschten und riefen Bravo — als jedoch Till zu Ende war, wollten sie auch noch die Zugabe haben, schrien: i maestri cantori! („Die Meistersinger!") und nahmen auch das vorher verschmähte Meistersinger-Vorspiel mit stürmischem Beifall entgegen.

*

*** Flüstergewölbe.** In früherer Zeit hat man die eigenartige Erscheinung, daß in elliptisch oder kugelförmig gebauten Räumen der Schall eines Tones gleich einem Echo zurückgeworfen, zugleich aber auch bedeutend verstärkt wird, öfter dazu benutzt, solche Räume eigens zu sogenannten „Flüsterräumen" zu gestalten. So errichtete im Jahre 1500 Lionardo da Vinci in Mailand für den Herzog von Sforza die Anlage einer ziemlich komplizierten Flüstergalerie, die dem ebenso neugierigen wie ängstlichen Herzog gestattete, zu hören, was in verschiedenen Zimmern seines Palastes gesprochen wurde. Auch die Alten kannten bereits die Erscheinung des Schallzurückwerfens, und schon der Tyrann von Syrakus, Dionysius, der, allerdings auch mit Recht, sehr mißtrauisch gegen seine Umgebung war, hat sich einen Flüsterweg anlegen lassen, den man das „Ohr des Dionysius" nannte, und in dem er gar manches gehört haben mag, was für dieses Ohr eigentlich nicht bestimmt war. Es gibt indes auch Flüsterräume, die nicht absichtlich als solche angelegt wurden, sondern infolge ihrer Bauart die Schallwellen reflektieren und verstärken. Bekannt als vorzügliche „Wispergalerie", wie man diese Räume auch bezeichnet, ist vor allem die Kuppel der Paulskirche in London, in deren oberem Teil man, wenn man an einer Seite steht, das leiseste Flüstern von der weit entfernt gegenüber liegenden Seite aufs deutlichste vernehmen kann. Auch die Vorhalle des Gewerbemuseums in Paris stellt einen Flüsterraum dar, in dem man selbst das Ticken einer Taschenuhr von einer Seite zur anderen hinüberhören kann. Die seltsame Erscheinung der zurückgeworfenen Schallstrahlen läßt sich auch an den sogenannten Schallspiegeln beobachten. Das sind zwei metallene Hohlspiegel, die man in einer größeren Entfernung voneinander aufstellt, und zwar so, daß ihre Achsen zusammenfallen. Sobald man nun z. B. eine Uhr in dem Brennpunkt des entgegengesetzten Spiegels aufhängt, strahlen die Schallwellen sogleich zum Brennpunkt des entgegengesetzten Schallspiegels hinüber und lassen hier das Ticken viel stärker hören als dort, wo die Uhr hängt, und wo die Schallstrahlen wesentlich schwächer hörbar sind. Eine Wispergalerie gibt es auch in der Nähe von Berlin in einem eigens hierfür angelegten und von einem ehemaligen Naturtheater herstammenden Teile der Mauer beim Schloß Niederschönhausen. Auch hier kann man Uhrticken und Flüstern von einem Ende zum anderen ganz deutlich hören.

*

*** Der Kirschkern.** Gounod, der Komponist der Oper „Faust", bekam in seiner Villa zu St. Cloud einmal kurz nach dem Frühstück Besuch einer Dame, die den Komponisten sehr verehrte. Auf dem Kamin lagen einige Kirschkerne, und als Gounod einige Minuten das Zimmer verließ, da griff die Dame hastig nach einem und ließ ihn als Reliquie in ihrem Handschuh verschwinden. Einige Wochen später erwiderte der Tondichter den Besuch, und nun bekam er stolz den Kirschkern gezeigt, in Gold und Diamanten gefaßt. „Aber, Madame", bemerkte Gounod lächelnd, „ich esse ja niemals Kirschen. Wenn welche auf den Tisch kommen, so verzehrt sie mein Diener Jean."

*

*** Der Dreizehnte.** In einem Viertel von London kam ein junges Paar zum Zivilstandesbeamten. Sie wollten heiraten. Der Zivilstandesbeamte legte dem Paare die üblichen Fragen vor und plötzlich brach die 17jährige Braut in heftiges Schluchzen aus. Mit tränenüberströmtem Antlitz rief sie anstatt Ja Nein. Vergeblich versuchten Mutter und Bräutigam sie zu beruhigen. Die Zeremonie mußte für einige Augenblicke unterbrochen werden. Eine halbe Stunde später sagte die Braut, immer noch weinend, schließlich doch Ja. Der frischgebackene Ehemann, dem der Zwischenfall sehr zu Herzen ging, sagte nachher zu seinen Freunden: „Ich hatte ganz vergessen, daß es heute Freitag und überdies der 13. ist. Das kann gut werden!"

*

*** Das Jungfrauen-Opfer.** Der „Matin" weiß aus Tokio zu berichten, daß sich dort Fräulein Tsune Karasumoto, eine der hübschesten Japanerinnen aus bester bürgerlicher Gesellschaft, die Tochter eines reichen Gutsbesitzers von Kuchikimaru, anerboten habe, sich freiwillig lebendig begraben zu lassen, um den in den Gärten um das Mausoleum von Meiji Tenno errichteten Tempel gegen die geheimen Mächte zu beschützen. Eine alte Sage erzählt, daß der berühmte Asakura-Tempel von Tokio über dem Grab einer Jungfrau errichtet wurde, die unter dem Mittelpfeiler des Bauwerkes lebendig begraben worden ist, und es gibt auch heute noch Japaner, die glauben, daß dieses Opfer den Tempel vor dem fürchterlichen Erdbeben von 1923 bewahrt hat. Fräulein Tsune will, daß ihr Körper der Talisman, sei, der den neuen Tempel beschützen soll. Kürzlich hat sie die jungen Mädchen ihres Bekanntenkreises dazu veranlaßt, ihre schönen schwarzen Locken auf dem Altar von Meiji Tenno zu opfern, und sie selbst ist mit dem Beispiel vorangegangen, und 89 ihrer Freundinnen haben es befolgt. Ihr Leben wird sie indessen nicht opfern, da die Behörden ihr Angebot zurückgewiesen haben.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.